

Patrick Baudry

Der Selbstmord in soziologischer Sicht

Von Durkheim bis zur Gegenwart

Man hat behauptet, Emile Durkheim habe nicht so sehr über den Selbstmord als vielmehr für die Soziologie geschrieben. Sicher ist ein strategischer Kontext in Rechnung zu ziehen, nämlich die Absicht, der Soziologie im universitären Lehrbetrieb ihren Platz freizukämpfen. Durkheim wollte die Zuständigkeit der Soziologie auf einem Gebiet beweisen, das die damalige Zeit beschäftigte und sich jeder globalen Behandlung entziehen zu müssen schien. Daß der große Klassiker der Soziologie ein damals in seinem Fachbereich begrifflich für unfassbar gehaltenes Thema wählte, kann man zu Recht einen «genialen Wurf»¹ nennen. Genauer betrachtet ist aber Durkheims Begabung nicht rein rhetorischer Art. Durch den Aufweis der Sachdienlichkeit der Soziologie in bezug auf eine Tat, die anscheinend nur in die Intimität der einzelnen Personen und deren Lebensgeschichte hineingehört, hat Durkheim sehr wohl «auch» über den Selbstmord als solchen geschrieben. Man kann sich überdies fragen, welche Vorurteile nicht nur hinsichtlich der Soziologie, sondern auch des Selbstmords eine Haltung des Mißtrauens gegenüber der sozialen Betrachtung eines Verhaltens schafft, das tatsächlich in den meisten Fällen individuell geschieht. Das führt uns zur Frage nach dem Wert eines solchen Verständnisses, wobei eventuell in andere Richtungen vorgegangen werden muß als jene, die Durkheim damals selber vorgezeichnet hat.

I. Für eine Soziologie des Selbstmordes

Der Gedanke, es handle sich beim Selbstmord um ein «Geheimnis», ist immer noch weit verbreitet. Dabei ist diese Idee selber mysteriös. Es ist, als müsse der Selbstmord irgendwie unerklärlich bleiben. Warum eigentlich? Man kann einer Weigerung zu wissen die Schuld geben; sie offenbart sich in dem systematischen Vorwurf, äußer-

liche Erklärungen trafen niemals das «Wesentliche». Lästige Wirklichkeiten werden abgestritten und der Selbstmord ins Geheimnis abgeschoben, um sich gegen seinen Skandal zu schützen. Auch ein gewisser Fatalismus wirkt sich hier aus. Er allein schon verdiente eine längere Untersuchung. Vielleicht macht sich da auch ein Widerstand gegen den Versuch Luft, den Selbstmord wissenschaftlich zu erpressen. Man könnte diesen Widerstand dann als Zeichen einer sozialen Einsicht verstehen, die vom Wissenschaftler nicht anerkannt wird, weil er sich von der gängigen Rede über den Selbstmord distanzieren möchte. Vielleicht weigert man sich auch gegen die gelehrte Etikettierung von Verhaltensweisen, die im eigentlichen das Gemeinwesen betreffen.

Ganz anders verhält es sich mit der Anmaßung einer wissenschaftlichen Disziplin, das Monopol ernsthafter Untersuchungen über den Selbstmord innezuhaben, allein in der Lage zu sein, die «wahren» Untersuchungen durchzuführen und die Soziologie in den Rang einer allgemeinen Darstellung der Phänomene zu erheben. Es ist nicht unnützlich, gegen diese Überheblichkeit auf das Erbe Durkheims zurückzugreifen.

Durkheim hatte in seinem Buch *Le suicide* (1897)² nicht die Absicht, die Bedingungen zusammenzustellen, die zum Selbstmord führen; vielmehr suchte er darin den gesellschaftlichen Faktoren auf die Spur zu kommen, mit Hilfe derer das daraus entstehende Andauern und Schwanken der Selbstmordziffer entsprechend berücksichtigt werden kann. Sicher haben die beiden Problemstellungen miteinander zu tun. Und doch sind sie voneinander verschieden. Sich für «die kollektive Neigung zum Selbstmord» (S. 33, 336) interessieren bedeutet noch nicht «verallgemeinern».

Das Risiko jeder Zusammenfassung ist die Lust am schnellen Wort. Ein Werk von 450 Seiten läßt sich so in einige rasch formulierte Sätze zusammenziehen, die gegebenenfalls noch aus dem Zusammenhang herausgerissen werden. Sagt man zum Beispiel zitierend: «Jedes Gemeinwesen hat (...) in einem bestimmten Augenblick seiner Geschichte ein bestimmtes Verhältnis zum Selbstmord» (S. 10), oder: «Jedes Gemeinwesen ist geeignet, ein bestimmtes Kontingent an freiwillig in den Tod Gehenden zu liefern» (S. 15), so zieht man aus dem Kontext ein paar schlagwortartige Sätze heraus, die genau die gegenteilige Wirkung wie die angestrebte zur Folge haben können; sie wecken Abneigung, anstatt zu über-

zeugen. Man bekommt den Eindruck einer über die Menschen hinweg herrschenden Gesellschaft, die umso machtvoller über deren Taten entscheidet, als diese Menschen selbst eben diese Macht verstärken helfen. Das ist sozialer Determinismus und reduzierender Soziologismus – so könnten die Kritiker sagen. Und dennoch sind solche anscheinend überspannte Aussagen doch mehr als bloß Schlagwörter. Wir wollen diese Übertreibungen gewiß nicht entschuldigen; wir sind aber der Meinung, es könnten sich hier doch zumindest grundlegende Fragen verbergen, wenn auch noch keine eigentlichen Behauptungen.

Was den Durkheimschen Gedankengang (für einige) so schwer annehmbar macht, das ist vielleicht im Grunde weniger sein Anspruch, die «tieferliegenden» oder (wie es die Karikatur seines Denkens wahrhaben möchte) «höherliegenden Ursachen» des Selbstmords aufdecken zu wollen, als vielmehr die Tatsache, daß das gesamte Denken und Reden über den Selbstmord von ihm ausgehend zur Frage wird, da er es in seine Grenzen weist und einschlußweise auffordert, über das Rechenschaft zu geben, was es zu erkennen und zu wissen sucht. Selbstverständlich kann sich das soziologische Verständnis selber dieser Infragestellung nicht entziehen. Aber die von Durkheim erreichte Einsicht in den Selbstmord ist in ihrer Tragweite wohl zu bedenken. Daß der Selbstmord nicht mehr einer diabolischen Natur, einer Geisteskrankheit oder einer seelischen Schwäche zugeschrieben werden kann und daß weder Nervenschwäche noch Föhn, weder Rassenzugehörigkeit noch Nachahmung den Selbstmord verständlich machen – das alles scheint als eine Reihe von negativen Feststellungen (der erste Teil des Werkes von Durkheim) wenig zur Einsicht in das Problem beitragen zu können. Aber abgesehen davon, daß hier immer noch hartnäckig verwurzelte Vorurteile an den Tag kommen, wird, tiefer gesehen, die Individualisierung des Selbstmordes in Frage gestellt. Die gemeinhin oder gelehrt wissenschaftlich dem Selbstmord zugesprochenen Beweggründe sind nicht die wahren Ursachen (vgl. S. 144, 147); darum sind «Erklärungs»weisen zu befragen, die von der *Individualisation* zur *Individuation* übergehen, von dem fallweisen Sichbefassen mit dem einzelnen Selbstmord und seiner partikularen Behandlung zum Nachdenken über das Eindringen sozialer Vorgänge in das Individuum, so wie sich dieses als Urheber einer «außergewöhn-

lichen» Tat von einer Gruppe abzulösen scheint. Aufs neue kann so ein soziales Tun unvermerkt zu einem Naturgeschehen werden, und zwar nicht mehr auf die primitive Art der Vererbungstheorien zum Beispiel, sondern mit dem Argument von bestürzender Einfachheit, der Selbstmord sei eben die Tat eines Individuums. Nun aber läßt die Durkheimsche Fragestellung gerade dazu ein, das ganze aus einer anderen Sicht heraus anzugehen, nicht wie von jenen Standpunkten her, auf die man sich üblicherweise stellt, um die Tat der Selbsttötung ins Auge zu fassen, sei sie nun «gelungen» oder nicht.

«Das Individuum als solches beiseite lassen» (S. 148), so empfiehlt Durkheim. Also keine Wiederholung von Schablonen mehr, sondern Bereitschaft für andere Verständnisweisen. Ein Entschluß von größter Bedeutung. In Vorwegnahme der weiter unten durchgeführten Entfaltung des Durkheimschen Vorgehens kann man sagen, es handle sich nicht mehr darum, den Selbstmord innerhalb des Rahmens zu untersuchen, in dem er sich selber darstellt (das heißt, so wie man ihn sich vorstellt), sondern – um hier einen Begriff der anthropologischen Strömung, die man als «neue Kommunikation» bezeichnet, aufzugreifen – um den Versuch einer Neueinstellung³.

Im zweiten Teil seiner Arbeit befaßt sich Durkheim mit der Unterscheidung dreier Grundtypen von Selbstmord. Oder vielmehr – um jedes Mißverständnis auszuschließen – dreier sozialer Situationen, die je voneinander unterschieden werden. Sie sind geeignet, bei Individuen, deren persönliche Lebensgeschichte sie dem Eindringen äußerer Kräfte zugänglich macht, selbstmörderische Taten heraufzubeschwören.

Der «egoistische Selbstmord» verweist auf jene Situationen, in denen sich ein übertriebener Ich-Kult breitmacht. Der Selbstmord erklärt sich hier durch den Mangel an Integration der Individuen in ihre Kleinstgemeinschaften. Da das Solidaritätsgefühl nicht wach genug ist und die Dichte sowie die Lebenskraft der Gemeinschaft abgeschwächt, folgt daraus eine übermäßige individuelle Selbstbehauptung. Der egoistische Selbstmord verrät ein Nachlassen der sozialen Bindungen. Formen dieses Selbstmordtyps sind der Selbstmord des Melancholikers, der die Umstände seines Todes bis ins kleinste durchplant, sich «bis ins letzte analysiert» (S. 316), und der Selbstmord des Ironikers, der dem Leben anscheinend gleichgültig Lebewohl sagt. In diesen

Formen des Selbstmords offenbart sich eine Abkapselung des Individuums von den Gemeinschaften, zu denen es gehört. Den statistischen Untersuchungen nach variiert der Selbstmord im umgekehrten Sinn der Integrationsstufe in die religiöse, politische und häusliche Gemeinschaft. Im besonderen wird deutlich, daß die Familie (nicht nur die Ehe) schützt.

Der «uneigennützigte Selbstmord» – man könnte sogar sagen, der «selbstlose Selbstmord» – entspricht Situationen, die den soeben erwähnten genau entgegengesetzt sind. Hier handelt es sich um ein Übermaß an Integration des Individuums. Dieses Übermaß ist Anlaß zur Selbstauflösung, die wiederum selbst vor allem in den Bereich der Pflicht gehört. Man begegnet ihr am häufigsten in den traditionellen Gemeinschaften. Die hauptsächlich hier zu nennenden Situationen sind die Gattin, die ihrem Mann ins Grab folgt, der kranke Alte, der sich dahinsterben läßt, die Gefolgsleute, die ihrem Führer in den Tod zu folgen haben. Aber auch noch andere gehören zu diesem zweiten Typ. Es geschieht nämlich, daß der Selbstmord nicht mehr als Pflicht betrachtet, sondern freiwillig getätigt wird als ein Tugendakt. Er kann sogar eine mystische Bedeutung annehmen. Durkheim sah für unsere Gesellschaften in der Institution der Armee einen geeigneten Boden für das Überdauern dieses Typs.

Es wurde Durkheim vorgeworfen, er habe hier die Tat der Selbsttötung mit der Hingabe des Lebens verwechselt. M. Halbwachs hat sorgfältig den Selbstmord vom Opfer des eigenen Lebens unterschieden⁴. Vielleicht muß aber eingesehen werden, daß Durkheim gar nichts «verwechselt» hat. Die Tat, sich das Leben zu nehmen, kann – wie soeben festgestellt – die Form des Selbstopfers annehmen. Dieses Gefüge zu überdenken, läßt Durkheim ein. Er verweigert eine radikale Trennung beider; nur subjektive Gefühle und moralische Erwägungen sind dazu in der Lage. Unserer Meinung nach macht Durkheim hier die ersten Schritte auf dem Weg zu einer wesentlichen Wende in der Sicht der Dinge, ohne dabei zwei Erfahrungen auf die gleiche Ebene zu stellen⁵ und auch ohne brutal zu behaupten, Selbstopfer sei Selbstmord. Darin nun besteht diese Wende: Die moralische Einschätzung des Selbstmords und die Einsicht in sein Wesen ändern sich. Die Frage, wie es denn mit dem Opfersinn des Selbstmordes stehe, ist nach Durkheim durchaus berechtigt. Der Mensch, der Selbstmord begeht oder begehen will, kann der

Sündenbock einer sozialen Gruppe sein; man kann sich auch fragen, ob er nicht eine die Gruppe treffende Krise an den Tag bringt, die diese zur Anteilnahme herausfordert.

Der dritte, von Durkheim ins Auge gefaßte Typ ist der «gesetzlose Selbstmord» (*suicide anonique*). Er entspricht den Gleichgewichtsstörungen der gesamten Gesellschaft im Augenblick tiefgehender Umwälzungen, da das Gemeinschaftsdasein aus den Fugen gerät, und auch einem Zustand grenzenloser Bedürfnisse. Das Individuum verliert sich in der «Unendlichkeit des Verlangens» (S. 324). Der Begriff der Gesetzlosigkeit («Anomie») konnte von den unmittelbaren Nachfolgern Durkheims übernommen werden, ohne freilich auf die Kritik einiger seiner Anwendungen zu verzichten. Vor allem in der amerikanischen Soziologie wird seit den fünfziger Jahren, als *Le Suicide* ins Englische übersetzt wurde, der Begriff angewandt⁶. Aber immer noch ist in gewissen Beiträgen über die Untersuchungen Durkheims der gesetzlose Selbstmord einfach vergessen oder nur selten erwähnt. Solche wissenschaftlichen Arbeiten werden dann oft auf eine Überlegung über die soziale Integration verkürzt.

Trotzdem bleibt dieser Begriff unserer Ansicht nach von größtem Interesse, auch wenn man über seine statistische Anwendung verschiedener Meinung sein kann. Die diesbezüglichen Überlegungen Durkheims über die «Reglementierung der Leidenschaften» und auch die darauf gründenden Gedankengänge gestatten eine Kritik der Modernität als eines Systems der Befreiung, darin sich «Selbstverwirklichung» mit Selbstunterdrückung vermischen und verwischen. Wir werden noch darauf zurückkommen.

Auch von «fatalistischem Selbstmord» kann die Rede sein – dem von Durkheim unterschiedenen vierten Typ, den er freilich wenig untersucht hat (vgl. S. 311, Anm. 1). Solcher Selbstmord ist eine Antwort auf eine maßlose Reglementierung, wenn da die alles beherrschende Lebensauffassung dieses Leben selber unerträglich beengt.

II. Nach Durkheim

Zwei französische Soziologen werden häufig zitiert, nämlich Halbwachs und Baechler. Halbwachs hat mit *Les causes du suicide* sicher nicht sein bestes Buch geschrieben. Er bestätigt und verbessert vor allem die Beobachtungen Durkheims, wobei er ihre gegenwärtige Bedeutung

aufzeigt. Aber er fördert kaum die soziologische Theorie des Selbstmords. Man kann sogar sagen, daß seine Untersuchung nicht nur keinen Fortschritt mit sich bringt, wie es M. Mauss darstellt, sondern vielmehr einen Rückschritt bedeutet. Nur am egoistischen Selbstmord wird festgehalten. Der Begriff des altruistischen Selbstmords ist ausgeschaltet, der anomische Selbstmord nur schwach angedeutet; die gegen Durkheim erhobenen Vorwürfe sind nicht immer begründet, und gewisse Behauptungen sind zu bezweifeln. Vor allem aber hinterläßt die Theorie von Halbwachs in ihrer Gesamtheit womöglich den Eindruck einer gewissen Oberflächlichkeit.

Natürlich soll damit nicht behauptet werden, man müsse sein Werk übergehen. Eines seiner hohen Verdienste ist es ja, von der Versuchung zum Selbstmord gesprochen zu haben; dazu liefert er Informationen von Gewicht. Wenn er aber den Selbstmord der «Lebensweise» und der «Komplexität des (modernen) gesellschaftlichen Lebens» zuschreibt, fehlt es seinen Aussagen doch an Schärfe und Überzeugungskraft. Man kann den Eindruck bekommen, Halbwachs wolle die Soziologie des Selbstmordes «zur Vernunft bringen», indem er ihr das Intuitive nimmt, das vielleicht wichtigste Element im Werk Durkheims. Aber sagen wir es offen, vielleicht ein wenig hart: Für eine provozierende Tat gibt es keine «vernünftige» Theorie. Gewiß soll das nicht heißen, vom Selbstmord lasse sich beliebig reden. Hier ist der Ort, sich über die Ansicht Rechenschaft zu geben, mit der man ihn betrachtet, und sich zu fragen, ob denn die mitleidvolle Beschäftigung mit den Opfern des Selbstmordes nicht durch etwas anderes ersetzt werden könne. Das Thema der Komplexität des sozialen Lebens hat neben seiner Unschärfe aber noch einen anderen Fehler: Es blickt zu ausschließlich auf eine Gesellschaft, die tötet, auf einen sozialen Zustand, der schwächt, anstatt die Wildheit des Selbstmordes zu zeigen und andere Gesichtspunkte für eine Untersuchung zu finden, solche, die der Frage neue Wege weisen.

Gerade diese Öffnung bietet sich im Werk J. Baechlers⁷. Übergehen wir seinen eingefleischten antidurkheimschen Affekt. Er blendet Baechler ganz offensichtlich an verschiedenen Stellen seiner Arbeit. Baechlers Verdienst liegt darin, eine verständnisvolle Haltung einzunehmen, und dies vor allem im Rückgriff auf die Arbeiten von A. Schütz. Baechler scheint der Überzeugung zu sein, daß die Leute, die sich das Leben nehmen,

nicht sind wie die anderen; er spricht von einer genetischen Anlage (S. 91). Er behauptet auch, es gebe keine Gesellschaftstheorie des Selbstmordes (S. 41). Alle diese verschiedenen Standpunkte haben das eine gemeinsam, daß sie mit Soziologie recht wenig zu tun haben. Trotzdem bedeutet Baechlers Verständnis des Selbstmords sehr wohl eine wahre Wende. Die Unterscheidung von A. Schütz zwischen Um-zu-Motiv und Weil-Motiv gibt ihm die Möglichkeit, den Selbstmord als ein soziales Geschehen zu begreifen, das man auf zwei Wegen angehen kann. Man kann auf die Frage «warum?» mit «weil» antworten im Wissen um die Menschen, die sich töten, und unter welchen Umständen sie so weit kamen. Man kann aber auch mit «um zu» antworten, indem man sich für den unterschiedlichen *Sinn* interessiert, den der Selbstmord für die betreffenden Menschen annimmt. Diese zweite, vorausschauende und nicht, wie die erste, rückschauende Analyse läßt uns den Selbstmord als ein logisches (was nicht heißen will vernünftiges) Vorgehen verstehen, als eine vom Individuum gefundene Antwort zur Lösung eines Problems. Der Selbstmord wird hier nicht mehr als Ziel, sondern als *Mittel*, als Weg zum Ziel befragt. Diesem Zugang nach ist der Selbstmord, so könnte man sagen, an den Täter selbst zurückverwiesen. Man kann sich nicht mehr mit der Aussage zufriedengeben, er töte sich «aus» Kummer, «aus» Enttäuschung, «aus» Einsamkeit usw.; es zeigt sich, daß Selbstmord auch geschieht, «um» einen Zustand der Verhältnisse zu ändern, «um» Probleme zu lösen, auf verschiedene Weisen, die zu erwägen sind.

Ein anderes wesentliches Element in der Untersuchung Baechlers ist mit dem eben Gesagten engstens verbunden, nämlich die Frage, ob die klassische Behauptung, im versuchten oder tatsächlichen Selbstmord werde der Tod angestrebt, berechtigt sei. Baechler hält diese Behauptung mit Recht für «ziemlich ungenau» (S. 84). Diese Infragestellung einer «klaren Sache» verdient in unseren Augen eine weiterreichende Entfaltung als die, die Baechler selbst unternahm. Immerhin hat er hier einen entscheidenden Gedanken auf den Weg gebracht. Wenn man sich nicht mehr damit abfindet, zu sagen, ein Mensch töte sich, weil er sterben möchte, dann sind nicht mehr allein die Ursachen der Tat selbst aufzuklären, sondern zuvor vielmehr die verschiedenen Sinnbedeutungen, die sie annehmen kann und die man kennen muß. Die Bedeutung

des Selbstmordes ist nicht mehr ohne weiteres gegeben. Es müssen verschiedene Situationen unterschieden werden. Es muß nicht nur gesagt, sondern auch gezeigt werden, daß es unterschiedliche Arten von Selbstmord gibt.

So ist also der Selbstmord keine absurde Tat mehr; er hört auf, nur von den äußeren Gegebenheiten her erklärbar zu sein. Ebenso verliert er etwas von seinem «Geheimnis», denn er erscheint als eine logische Lösung. Es ist aber auch nicht mehr möglich, ihn ausschließlich der Depression oder irgendeinem anderen Schwächezustand zuzuschreiben. Als positive Tat setzt der Selbstmord (oder der Selbstmordversuch) eine Energie voraus, die dem Depressiven gerade abgeht (vgl. S. 299, 304). Hier erhebt sich folgende Frage: Warum geschieht der Selbstmord just dann, wenn es dem «Verzweifelten» (wie man oft sagt) schon wieder besser geht? Natürlich könnte man nicht behaupten, er nähme sich das Leben, «weil» es ihm besser geht. Doch daß zum Akt der Selbstzerstörung eine seelische Kraft gehört, das ist wohl bemerkenswert, bringt auch seine *Doppeldentigkeit* zum Vorschein. Wenn wir hier den Gedanken anzweifeln, der Selbstmord bedeute, man wolle sterben, dann gehen wir über die von Baechler geleistete hervorragende Arbeit einer typologischen Klarstellung hinaus. Wir gehen sogar so weit, die anscheinend vielleicht herausfordernde, aber keineswegs aus der Luft gegriffene oder rein theoretische Hypothese einer schöpferischen Absicht beim Selbstmord auszusprechen. Wir kommen noch darauf zurück.

Baechler unterscheidet vier Hauptarten von Selbstmord, in die er elf Typen einreicht: Selbstmord, um zu entkommen (Flucht, Trauer, Strafe), aggressiver Selbstmord (Rache, Erpressung, Mahnruf), Selbstmord als Selbsthingabe (Opfer, Preis, den man für einen Ausweg zu zahlen hat) und spielhafter Selbstmord (Gottesgericht, Glücksspiel). Sie bilden eine Typologie, die den vollendeten und den versuchten Selbstmord gleichermaßen umfaßt. Seine «Elastizität», das heißt seine Aufnahmefähigkeit für die im Verlauf seiner Verwirklichung dazwischentretenden Faktoren, wird analysiert. Diesbezüglich lautet die These Baechlers: Der Selbstmord ist unbiegsam. Wir sind mit dieser Behauptung kaum einverstanden. Sie wurzelt nicht nur in einem Zweifel an der statistischen Arbeit, die freilich nicht gerade ernsthaft ist; vor allem aber kommt sie aus einer individuierenden Sicht des Selbstmordes (und verstärkt sie zugleich). Ein solcher Stand-

punkt kann enttäuschen; er hält nicht, was eine «strategische Theorie» versprochen hat. Die Typologie bringt das dynamische Verständnis des Selbstmordes als soziale Beziehung nicht zur Wirkung.

Den zweiten Teil seines Werkes hat Baechler der Ätiologie gewidmet. Er bringt eine beeindruckende Menge von Tatsachen, Überlegungen und Diskussionen bei. Daraus ergibt sich aber keine neue soziologische Sicht. Man hat den Eindruck, Baechler sei systematisch auf der Hut. Solche Vorsicht besteht lediglich innerhalb des Systems soziologisierender Erklärungen zu Recht. Und gerade dieses System ist fraglich. Obwohl Baechler von der Sachdienlichkeit der klassischen Betrachtungsweisen des Selbstmordes offenbar nicht überzeugt ist und obschon er mit Recht die mechanistischen Erklärungen zurückweist, empfiehlt er doch – infolge eines fehlenden «Paradigmawechsels»⁸, der an sich nötig wäre – keine soziologische Theorie des Selbstmordes. Er bestätigt vielmehr die anfängliche Behauptung seiner Studie, es könne keine Theorie geben. Sicher kann man der Meinung sein, bei der Behandlung eines so komplexen und vielfältigen Problems sei Vorsicht geboten. Aber vielleicht ist im Gegenteil gerade dies die Herausforderung zum Versuch, das Risiko einer zu erstellenden Theorie, das man eingehen muß, um die soziale Dynamik des Selbstmordes zu verstehen.

III. Eine mögliche Neueinstellung

Der Selbstmord hat soziale Ursachen. Niemand bezweifelt das. Doch kann man angesichts der Schwierigkeiten, diese Ursachen klar und deutlich aufzeigen, ohne (unter dem Deckmantel einer komplizierten Fachsprache) Binsenwahrheiten vorzutragen, durchaus der Auffassung sein, es wäre besser, dem Kliniker die Aufgabe zu überlassen, die seiner Diagnose unterstellten Fälle einsichtig zu machen. Aber die Soziologie des Selbstmordes läßt sich nicht in den engen Rahmen spannen, in den man sie eingrenzen möchte, um dann sagen zu können: Seht, wie wenig sie vermag! Die Soziologie besteht nicht nur darin, die «Ursachen», wie man es nennt, aufzuspüren. Sie ermöglicht die Beschreibung typischer Situationen, die Einsicht in typische Bedeutungen. Sie stellt nicht allein das ihrer Untersuchung vorgegebene Geschehen in Frage, sondern auch die darüber herrschenden Ansichten. Warum wurde dem wissenschaftlichen Vorgehen Durkheims

solche Bedeutung beigemessen? Eben um es von seinen ironischen oder adulatorischen Verzerrungen zu befreien. Vor allem aber stellt Durkheims Denken anscheinend stärker als jedes andere die Frage nach einer Soziologie des Selbstmordes. Diese ist keine Rückübersetzung psychologischer Thesen in soziologische Begriffe. Man hat gesagt, die Selbstmordsoziologie fordere zu einer Neueinteilung auf. Neu einstellen heißt nicht, den Selbstmord in einen erweiterten gesellschaftlichen Rahmen zu spannen, so daß er aus Distanz erklärt werden könnte mit der Gefahr, jeden Kontakt mit den einzelnen Praktiken zu verlieren. Neu einstellen bedeutet, den Selbstmord so gut wie möglich in seinem Bedeutungsbereich zu erwägen und ihn auf eine solche Weise zu verstehen, daß die einzelnen Praktiken Gegenstand alternativer Denkgänge werden.

Es ist nicht möglich, von einer Form gewaltsamen Todes zu sprechen, ohne zugleich die Frage nach den herrschenden sozialen Beziehungen zum Tod und zur Gewalt zu erheben, ohne sich zu fragen, welches denn die todbringenden Auswirkungen eines Systems sein können, das «den Tod verneint» (L. V. Thomas)⁹ und die Gewalt verwaltet. Wer es dem Gesellschaftsgefüge verbietet, mit den Wirklichkeiten Tod und Gewalt zu leben, sich in deren Ritualisierung aufzubauen¹⁰, schafft Verwirrung. Die Verdrängung der sozialen Tragik und die Verflachung von Verhaltensweisen, die bewußt zu einem Bruch mit der Gesellschaft führen, tendieren – unter dem Vorwand der Toleranz¹¹ und subversiver Befreiung – dahin, den Einbruch des Todes in das Leben zu neutralisieren. Die moderne Befriedung setzt an die Stelle symbolischer Einführung des Todes in das Leben eine Quasigleichwertigkeit von Vitalismus und krankhaftem Verhalten mit der sportlichen Hochleistung als Paradebeispiel. Im schwarzafrikanischen Ritenwesen ermöglichte das Prinzip der symbolischen Tötung mit nachfolgender Wiedergeburt die notwendige Integration des Todes in das Sozialgefüge; er wurde auf diese Weise zu einem nützlichen Beitrag in der gesellschaftlichen Dynamik. Heute wird der selbstmörderische Exzeß (*excedere*: aus-schreiten, aus-schweifen) aus dem sozialen Zusammenhang herausgelöst und brutal beim Wort genommen als Wille, Schluß zu machen. Ob man nun dieses Ende mit einer glückhaften und lustvollen Intensität oder mit der Würde des letzten Augenblicks schmückt, mit einer Art Recht auf Sterben, ohne jemand lästig zu fallen, auf ein

sauberes Sterben also – immer geht es darum, in den Normen eines Systems zu *verschwinden*, das für alles sorgt bis auf die Rezepte für das Verschwinden selber.

Es bleibt aber ein unausweichliches Wissen um den Tod im Leben. Vermutlich findet es gerade in der Tragik des Selbstmords seine Offenbarung. Das Tragische ist niemals die Annahme des flachen Glücks, am Leben zu bleiben; es fügt vielmehr Leben und Tod ineinander; es ist eine «Weisheit der Grenzen» (G. Lukács)¹², die das lineare Daseinsverständnis kurzschlußartig durchbricht.

So läßt sich zeigen, daß der Selbstmord nur deshalb derart neutralisiert wird, weil ihm ein mächtiger Bezug zum Zusammensein eignet. Der Selbstmord ruft das Spannungsgefüge des Lebens in Erinnerung und zwingt, es anzuerkennen. Durkheim war sich dessen sicher intuitiv bewußt, wenn er von den Selbstmordtaten sagt: «Sie sind nur die übersteigerte Form der üblichen Praktiken» (S. 7).

Der Selbstmord ist ein Ende. Als solcher entzieht er den Tod dem medizinischen Anspruch, entmedikalisiert ihn sozusagen, weist das Sterben wieder in den sozialen Zusammenhang und ruft nach einer neuen Ritualisierung des endgültigen Abschieds. Als Mittel (was der Selbstmord in den meisten Fällen ja auch ist) bedeutet er den dringenden Appell an die Gemeinschaft, dem durch einen Bruch mit ihr Gezeichneten eine neue soziale Existenz einzuräumen, die Wiederherstellung nicht nur des Subjektseins auf dem Weg über eine Mutationskrise, sondern auch des Mitseins zu gewähren. Der Selbstverlust *in* der Gemeinschaft (und nicht nur außerhalb ihrer) zielt auf eine grundlegende Solidarität. Vorbeugende Maßnahmen, wie sie in manchen Krankenstationen bereits bestehen, sind hier gefordert.

¹ J. Duvignaud, Introduction à la sociologie (Paris 1966) 90.

² P. U. F. (Paris 1981).

³ Vgl. z. B. P. Watzlawick, J. Weakland, R. Fish, *Changements paradoxaux et psychothérapies* (Paris 1975) 116.

⁴ Vgl. *Les causes du suicide* (Paris 1930) 479.480.

⁵ Vgl. *De la division du travail social* (Paris 1978) 226.

⁶ Vgl. Ph. Besnard, *Le destin de l'anomie dans la sociologie du suicide*: Rev. Franç. Sociol. XXIV, 1983, 605–629.

⁷ *Les suicides* (Paris 1975).

⁸ Vgl. Th. Kuhn, *The Structure of Scientific Revolutions* (Chicago 1970).

⁹ Vgl. *Anthropologie de la mort* (Paris 1980), *Mort et pouvoir* (Paris 1978).

¹⁰ Vgl. P. Baudry, *Mort, violence et sacré dans la société moderne* (Paris 1983).

¹¹ Vgl. M. Horkheimer, *Eclipse de la raison* (Paris 1974) 28.

¹² Vgl. *Die Seele und die Formen. Essay* (Berlin 1971) 230.

Aus dem Französischen übersetzt von Arthur Himmelsbach

Heinz Henseler

Psychologie des Suizids

Die historische Situation

Die Frage, was einen Menschen bewegt, der sich entschließt, sich das Leben zu nehmen, ist bis vor rund hundert Jahren so gut wie ausschließlich den Theologen, Philosophen und Juristen überlassen geblieben. Man nahm eine sehr einfache und bewußte Motivation an und zweifelte nicht an der moralischen Verantwortung des Suizidanten für sein Tun.

Es war das Verdienst eines Soziologen (E. Durkheim, 1897), die Freiheit des sogenannten Freitods erstmals in Zweifel gezogen zu haben. Er wies empirisch nach, daß Selbstmorde sich unter ungünstigen sozialen Bedingungen häufen. Acht Jahre später machte ein Psychiater (R. Gaupp, 1905) aufmerksam auf «Persönlichkeitsfaktoren abnormer Art» bei Suizidanten und auf die Notwendigkeit, situationsgebundene Motive und krankhafte Ursachen sorgfältig zu unterscheiden.

Nun geriet in der – vorwiegend biologisch orientierten – Psychiatrie die Einschätzung des Suizids in die Gefahr, ins gegenteilige Extrem umzuschlagen. Die Suizidhandlung wurde als Symptom bzw. Komplikation einer Depression, vor allem «endogener» oder «psychopathischer» Genese, angesehen und damit zum Ausdruck einer schicksalhaften Krankheit bzw. Entwicklung, der gegenüber die suizidauslösenden Motive und deren therapeutische Berücksichtigung vernachlässigt werden konnten. Die Entdeckung unbewußter Motive und die Möglichkeiten ihrer Aufdeckung durch die Psychoanalyse (S. Freud,

1916) erlaubten es aber, konstitutionelle und dispositionelle Faktoren bei der Entstehung von Suizidimpulsen nicht zu bezweifeln, einer unbewußten psychischen Dynamik jedoch erhebliche Bedeutung einzuräumen. Dies rettete Suizidgefährdete sowohl vor der vorschnellen moralischen Verurteilung als auch vor der therapeutischen Resignation.

Ist damit die Suizidhandlung von vornherein als pathologischer Akt, als «Abschluß einer krankhaften Entwicklung» (Ringel, 1953), somit als irrational und frei von Verantwortung zu betrachten? Die Frage verkennt, daß die Medizin längst darauf verzichten mußte, klare Grenzen zwischen Gesundheit und Krankheit zu ziehen, und daß auch im Falle einer vorwiegend psychischen Problematik im Einzelfall zu prüfen ist, unter welchen biologischen oder/und soziologischen bzw. sozialpsychologischen Bedingungen eine Suizidhandlung erfolgt, und wie sich bei ihr bewußte (verantwortbare) Motive mit unbewußten (nicht verantwortbaren) mischen. Um dies aber entscheiden zu können, bedarf es nicht nur des sorgfältigen Hinhörens, sondern auch des theoretischen Wissens um biologische, soziologische und (tiefen-)psychologische Zusammenhänge.

Unter der Psychologie des Suizids soll im Folgenden die idealtypische Dynamik der psychischen Faktoren und Kräfte verstanden sein, die – unter Berücksichtigung eventueller biologischer oder soziologischer Belastungen – für das Zustandekommen von ernsthaften Suizidabsichten, Suizidimpulsen, Suizidversuchen oder Suiziden maßgeblich sind. Diese idealtypische Psychodynamik betrifft – nach psychiatrischer Klassifikation – neurotisch gestörte Menschen. Sie sind es, die mit über 90 % das Gros der Suizidanten ausmachen. Seltener Selbstmordhandlungen, wie solche aus Bilanzgründen, aus rituellen, politischen oder aus psychotischen Gründen,